

| | |
|---------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Zeitschrift: | Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers |
| Herausgeber: | Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen |
| Band: | 36 (1965) |
| Heft: | 12 |
| Artikel: | Licht im Dunkel |
| Autor: | Dutli-Rutishauser, Maria |
| DOI: | https://doi.org/10.5169/seals-807445 |

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und die grossen knochigen Finger der Sibylle wiesen auf dieses arme Kind.

«Ave Caesar!» sagte die Sibylle mit einem Hohnlachen. «Da ist der Gott, der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden wird!»

Da pralite Augustus vor ihr zurück wie vor einer Wahnsinnigen. Aber über die Sibylle kam der mächtige Sehergeist. Ihre trüben Augen begannen zu brennen, ihre Hände reckten sich zum Himmel empor, ihre Stimme verwandelte sich, so dass sie nicht ihre eigene zu sein schien, sondern solchen Klang und solche Kraft hatte, dass man sie über die ganze Welt hin hätte hören können. Und sie sprach Worte, die sie oben in den Sternen zu lesen schien.

«Anbeten wird man auf den Höhen des Kapitols den Welterneuerer, Christ oder Antichrist, doch nicht hinfällige Menschen.»

Als sie dies gesagt hatte, schritt sie durch die Reihen der schreckgelähmten Männer, ging langsam die Bergeshöhe hinunter und verschwand.

Aber Augustus liess am nächsten Tage dem Volk streng verbieten, ihm einen Tempel auf dem Kapitol zu errichten. Anstatt dessen erbaute er dort ein Heiligtum für das neugeborene Gotteskind und nannte es «Des Himmels Altar», Ara Coeli.

Selma Lagerlöf

0 du fröhliche . . .

Die Entstehungsgeschichte des Weihnachtsliedes

Manchmal, am Abend, wenn er sehr einsam war und sehr allein — aber war er eigentlich nicht immer allein, dieser Herr Johann Daniel Falk, den es vor Jahren nun schon hierher, nach Weimar, verschlagen hatte, in die Nähe der grossen, angebeteten Sonne, die Goehte hiess? — manchmal also, an solchen stillen und ein bisschen traurigen Abenden, dann dachte er an seine Kindheit. Dann vergass er, dass er einmal — wann war es nur? — geglaubt und gehofft hatte, ein Dichter zu werden, und dass er statt dessen nur ein Zeitungsschreiber, ein Feld-, Wald- und Wiesenschriftsteller geworden war, der sich nie auf dem Parnass einen Platz erwerben würde.

Nun, damit hatte er sich abgefunden. Hatte sich damit getrostet, dass er aus seinen geringen Gaben das Beste gemacht und mit seinem bescheidenen Pfund so gut gewuchert hatte, wie es nur eben anging. Das also war verschmerzt. Nicht verschmerzt war, nach all diesen Jahren, immer noch das Heimweh, das ihn zuweilen in der Stille überfiel. Heimweh nach seiner Vaterstadt, nach der grauen, alten, türmreichen, giebelreichen Stadt hoch im Norden, an der Weichselmündung. Nach den Gassen und Gäßchen Danzigs, nach der Lastadie, in der er fünf Jahre nach der Beendigung des Siebenjährigen Krieges geboren worden war, die er mit seinen Kinderspielen durchtobt hatte. Nach dem Vater, dem Perückenmacher, den er doch geliebt hatte, wenn er auch von früh auf das väterliche Handwerk verabscheut und ehrlich gehasst und missachtet hatte. Weil er doch ein armes, dummes Kind gewesen war, damals, ohne Wissen um das wirkliche Leben und mit der unbändigen Sehnsucht im Herzen, einmal etwas ganz, ganz Grosses zu werden. Lange genug hatte er

Licht im Dunkel

*Steht ein Stern am fernen
dunklen Himmelszelt,
einer nur, denn düster
ist die nächt'ge Welt.*

*Aber dieser eine
Stern ist hell und klar,
denn der Nächte schönste
dämmert wunderbar.*

*Liegt das Kind im Stalle
leuchtet rings die Welt,
weil es aller Sterne
Licht in Händen hält.*

Maria Dutli-Rutishauser

dem Vater in den Ohren gelegen, bis er endlich weich geworden war. Bis der ehrsame Handwerksmeister ihn auf die hohe Schule geschickt hatte, auf die Petrischule zunächst und dann auf das alte, angesehene Gymnasium. Sogar studieren hatte er dürfen, hatte in Halle das karge Brot der Freitische und der Stipendien seiner Vaterstadt gegessen. Aber er war weder ein Gottesgelehrter und Gottesstreiter geworden noch ein Dichter von Rang. Nein, auch kein Dichter von Rang. Wenn er daran dachte und an seine Bemühungen auf diesem Gebiet und an deren bescheidene Früchte, dann huschte in solchen Stunden der Einsamkeit, der Selbstbesinnung und der Selbsterkenntnis ein bitteres Lächeln über seine Lippen. Was ihn seinerzeit schliesslich nach Weimar getrieben hatte, das hatte sich als eine Seifenblase erwiesen. Nichts hatte der Angebetete, der Göttliche, nichts hatte der Geheimte Rath Goethe getan, um ihn, Johann Daniel Falk, zu fördern. Kein Wort der Anerkennung hatte er je für Falks dichterische Bemühungen gefunden, ja, Falk hatte oft genug zu spüren bekommen, dass Goethe ihn ablehnte, ihn nicht recht mochte. Und sogar auf seine Landsmännin, auf die hübsche Witwe Johanna Schopenhauer — die doch bei Gott mit ihrem ungebärdigen Sohn Arthur des Kummens genug hatte! — hatte sich die Abneigung Goethes gegen Falk übertragen.

Solche trüben Gedanken kamen Falk zuweilen, in nächtlicher Stunde. Aber am Morgen, wenn das Licht der frühen Sonne heiter durch die Fensterscheiben brach, dann waren sie rasch genug verweht. Dann dachte der Alternde daran, dass man um eines schöneren Gestern willen nie und nimmer das Heut und dessen Aufgaben vergessen dürfe. Dann dachte er daran, dass er sich ja eine Aufgabe, eine schöne und grosse Aufgabe gestellt hatte. Dass es nicht auf Gefühl ankam, sondern auf die Tat.

War man nicht durch eine schreckliche Zeit gegangen? Durch die Wirren und Schrecken der napoleonischen Kriege? Durch die Lethargie der nachfolgenden sechs Jahre? Durch die Unruhen und Erschütterungen des Befreiungskrieges dann, die doch auch der Opfer und des Blutes genug gekostet hatten? In jenen Jahren hatte er, der sich aus seinem theologischen Studium wenigstens ein schönes und völlig unerschüttertes Gottvertrauen hinübergerettet hatte in das Grau des Alltags, die Verse geschrieben: